

## Buch des Monats Mai

**Zeruya Shalev, Für den Rest des Lebens, Berlin Verlag 2012, 520 Seiten, ISBN 3827009898**

Am Beginn des Romans, den zugleich groß wie tief zu nennen keineswegs übertrieben ist, wird vom langsamen Sterben einer alten Frau erzählt, Chemda Horovitz; am Ende, 520 Seiten später, beschließt ein Ehepaar, ihr Kind Chemdat zu nennen. So endet das Buch, und zugleich kann der Leser so mit erleben, wie allererst der Beginn einer neuen Geschichte möglich wird. (Wie genau und sorgfältig die Schriftstellerin Zeruya Shalev um jeden ihrer Sätze ringt, zeigt sich, wenn sie eben erst in ihrem allerletzten Satz in die Zeitform des Futur wechselt und so alles öffnet.)



Endlich also ein neuer Roman von Zeruya Shalev, auf den ihre Leserinnen und Leser lange warten mussten, im kürzlichen Spiegelinterview mit ihr war zu erfahren, warum. Shalev wurde 2005 bei einem Bombenanschlag in Tel Aviv schwer verletzt. Zeruya Shalev ist eine Meisterin der Familiengeschichten, die Beziehungen zwischen Eltern, Kindern und Paaren unter die Lupe zu legen versteht und jedes Detail zu sehen und zeigen vermag. Gerade ‚Späte Familie‘, der dritte Teil ihrer

Familientrilogie, war seinerzeit als Geschichte einer Trennung und Neukonstitution einer Patchworkfamilie ein wirkliches Meisterwerk der Zwischentöne und feinen Empfindungen. Und auch im neuen Buch geht es um Familienbeziehungen, im Mittelpunkt um Chemda Horovitz und ihre Kinder Dina und Avner. Im Hintergrund der Familiengeschichte steht die Beziehung Chemdas zu ihrem Vater, im Laufe des Buches jedoch rücken die Familien der Kinder Dina und Avner immer mehr in den Vordergrund. Die drei Hauptfiguren stehen je auf ihre Art vor dem Rest des Lebens:

Chemda ist alt, pflegebedürftig und stirbt gegen Ende des Buches an Altersschwäche. Sie kann loslassen, nachdem sie ihre Beziehung zu ihrem Vater durchgearbeitet und ihre Beziehungen zu den Kindern geklärt hat: die Vernachlässigungen gegenüber Dina, der sie immer zu wenig Liebe und Zuwendung geschenkt hat; auch die Versäumnisse gegenüber Avner, der gerade durch die Bevorzugung immer eine unerfüllte Sehnsucht mit sich tragen wird. Wie in einem Kammerstück wird auf wenige Figuren fokussiert die Frage beleuchtet, wie sich Menschen die Frage beantwortet, was sie denn mit dem ‚Rest ihres Lebens‘ anfangen wollen. Die Tochter und der Sohn, Dina und Avner, stellen sich diese Frage in ihren jeweiligen Lebenszusammenhängen und Beziehungen ebenso wie die sterbende Chemda selbst. Ja, diese angesichts des nahenden Todes vielleicht sogar noch dramatischer und konsequenter: „...plötzlich kommt es ihr vor, als sei auch zum Sterben Kraft nötig, eine Art Vitalität des zukünftigen Toten oder seiner Umgebung, eine persönliche Aufmerksamkeit, ein umständliches Kümmern wie bei den Vorbereitungen zu einem Geburtstag. Auch zum Sterben braucht es ein gewisses Maß an Liebe, und vielleicht wird sie nicht mehr genug geliebt und vielleicht liebt sie selbst nicht mehr genug, noch nicht einmal dafür.“ (5f) „Und manchmal denkt sie, dass sie, weil sie nicht gelebt hat, auch nicht sterben kann, denn wenn der Tod das Aufwachen aus dem Leben bedeutet, wie kann dann jemand aufwachen, der nie eingeschlafen ist?“ (431)

Chemda bildet so die tragende Achse des Romans, in seinem Mittelpunkt aber steht der umfangreichere Rest, nämlich der von denen, die in der Lebensmitte und nahe der Wechseljahre stehen. Denen die Frage auf den Leib rückt, was sie mit dem verbleibenden -zwar überschaubaren, aber doch beträchtlichen- Rest des Lebens anfangen werden. Dina und Avner stehen an der Schwelle zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Entschiedenem und neu Entscheidbarem, zwischen Verpflichtungen, die sie eingegangen sind, und neuen Möglichkeiten, die es vielleicht geben wird. Dina und Avner sind Geschwister, Dina die ältere, jetzt 45 Jahre alt, Avner etwas jünger. Sie verstehen sich nicht besonders, haben die letzten Jahre eher in Distanz gelebt. Nun hadern sie beide unabhängig voneinander mit ihrem Alter und mit ihrem Leben, mit dem Versäumten und mit dem langsamen Verschwinden. Was sie zusammenführt, ist das Thema, das ihnen nun aufgeht: Sie wollen lieben. Sie wollen für jemanden da sein, der sie braucht.

Avner gerät wie zufällig an dieses Thema, das ihn nicht mehr loslässt. Eine jahrelang angestaute Sehnsucht bricht plötzlich hervor, ausgelöst durch die kurze Begegnung eines Paares, einen Mann etwa in seinem Alter und eine Frau, die sich lieben, die er im Krankenhaus im Zimmer seiner Mutter beobachtet – fasziniert von ihrer Zugewandtheit. Dann erfährt er, dass das Paar das Krankenhaus verlassen hat, um die letzten Stunden seines Lebens zu Hause gemeinsam zu verbringen. Avner sucht nach diesem Paar und hört, dass der Mann noch am selben Tag verstorben ist. Er findet heraus, dass die Frau nicht dessen Ehefrau, sondern die Geliebte war, und unternimmt alles, um mit ihr in Kontakt zu kommen, wissend, dass sie einem anderen gehört und niemals ihn lieben wird. Doch auch der Tote selbst lässt ihn nicht mehr in Ruhe. Es scheint, als wolle er ihn etwas lehren: Nämlich sein Haus in Ordnung zu bringen, solange er noch ein Haus hat. Sein Leben zu Hause mit Frau und Kindern wird ihm aufgrund dieser Erfahrung immer unerträglicher. Avner und seine Frau Scholmit haben keinen wertschätzenden Umgang miteinander. Obwohl sie sich einmal geliebt haben, haben beide das Gefühl, dass sie sich all die Jahre ihrer Ehe gegenseitig verletzt und missachtet haben. „Du hast mir das Gefühl gegeben, nicht gut genug für dich zu sein, nicht schön genug, nicht klug genug“ (250), sagt sie, während er als Fazit der Ehe zu sich selber sagt: „Wie wenig werde ich geliebt, ... wie wenig werde ich geliebt“ (252). Er möchte lieben und geliebt werden, wie jener Tote an seinem letzten Tag.

Seine Schwester Dina hat eine Tochter in der Pubertät und einen Mann, der sein eigenes Leben führt. Zu ihrer Freundin sagt sie: „Du verstehst überhaupt nicht, was es bedeutet, wenn du etwas geben möchtest und keiner da ist, der es haben will, wenn dich plötzlich niemand mehr braucht“ (158). Dina stürzt diese Erfahrung in eine große Krise. Sie bereut, dass sie und ihr Mann nur eine Tochter haben, weil sie nachgegeben hat, als er nicht mehr Kinder wollte. Sie betrauert, dass ihre Tochter einen Zwillingenbruder hatte, der schon im Bauch gestorben ist. Beide Erfahrungen bringen sie auf den Gedanken, ein Kind zu adoptieren. Ein Kind könnte sie retten, meint Dina, denn in wenigen Monaten war ihre Zukunft zerbröckelt und zu Staub geworden. Doch ihr Mann und ihre Tochter wehren sich, sie sind zufrieden, wie es ist, aber Dina ist es nicht, sie hat Bedürfnisse, die denen ihrer Familie entgegenstehen. Sie weiß, sie sollte zufrieden sein, aber sie kann es nicht.

Was tun? Diese Frage stellt sich beiden. Den Traum verfolgen und auch gegen Widerstände durchsetzen, auch wenn die Verheißung überschattet ist? Avner wäre allein, wenn er seine Familie verlässt; Dina ließe sich auf ein Kind ein, mit dem Schwierigkeiten vorprogrammiert sind. „Was wird sie tun mit dem Rest dieses Tages, mit dem Rest ihres Lebens?“ (222) Was wird er tun? Was werde ich tun?

Die Fragen des Liebens und Lebens, in welchen Beziehungen wir leben, wie wir unser Leben gestalten und die uns geliehene Lebenszeit mit Sinn erfüllen, diese Fragen stellen sich die handelnden Personen des Romans in ihren jeweiligen Lebenszusammenhängen jeweils aus anderem Blickwinkel, mit Nuancen und in anderem Licht. Und sie geben dem Leser die Fragen mit auf seinen Weg, in eines jeden einzigen Leben.

Dabei setzt Zeruya Shalev immer wieder Sätze von tiefer Einsicht und, fast möchte man sagen, biblischer Weisheit, die lange nachklingen. So etwa, wenn sie Avner einmal sinnieren lässt: „die Zeit sei kreisförmig, auch wenn die Richtung klar zu erkennen sei, und deshalb sei die Jugend über das ganze Leben verteilt, genau wie das Alter und wie auch die Liebe, die an unverhofften Stellen wartet, und es sei nie zu spät, manchmal wiege eine Minute der Liebe viele Jahre auf, oder die Erinnerung an Liebe, und manchmal könne man sich sogar mit der Hoffnung begnügen...“ (436) Die große Kunst von Shalev ist nun, dass sie ebensolche Gedanken unbemerkt auch in anderen Figuren anklingen lässt. Denn fast scheint es so, als würde Avners Schwester Dina in ganz anderer Situation und mit anderem Zusammenhang aber eben diesen Gedanken aufnehmen und weiter entfalten: „...das hat es gegeben und vorläufig ist es noch da, auch wenn es nie zurückkommen wird, wird es manchmal während des Rest deines Lebens aufflackern, es ist nicht die Sonne, sondern die Erinnerung an die Sonne, ferne Strahlen, den meisten Menschen genügt das, und was ist mir dir?“ (492)



Ein Mann und eine Frau an der Schwelle der Veränderung. Typisch für die Wechselzeiten, eigentlich nichts Besonderes. Liebe, Leben, Versäumnisse, Zufriedenheit, Tod – alle großen Themen kommen wie Schiffwracks an die Oberfläche, liegen schief und schwer in der See und sind nicht mehr wegzudrücken. Verrennen sich die beiden in ihren „großen Erwartungen“ (Charles Dickens)? „Wie weiß man, ob das, was man tut richtig ist?“ (152) Was Avner und Dina tun werden, wird hier nicht verraten. Man muss eintauchen in ihre inneren Welten und den eigenen Film mitlaufen lassen – zumindest dann, wenn man sich auch in wechselnden Zeiten befindet. Gerade das Typische macht Zeruya Shalev aus. Nicht das Klischee, das wäre etwas anderes. Es ist der Mut, das Alltägliche im Detail wahrzunehmen und die „Fähigkeit, noch die kleinste Alltagssituation auf die Erlebnishöhe einer alttestamentarischen Tragödie zu heben, sie mit dem Wortreichtum einer epischen Rhapsodie auszustatten“ (so Ursula März in ZEIT Nr. 7/2012).

Was Literatur vermag, was das Geheimnis des Schreibens (und Lesens) zwischen Darstellen und Verzaubern, zwischen Wirklichkeit und Möglichkeit ist, das ist wohl kaum einmal schöner beschrieben worden als in den sinnierenden Momenten, die Zeruya Shalev der dahindämmernden Chemda in den Mund legt:

„Ja, das wird alles sein, was sie nach Dutzenden von Jahren auf der Erde zurücklässt, ein leeres Heft, denn sie hat nie gewagt, etwas hineinzuschreiben, kein einziges Wort, denn dieses Wort, das erste, hätte einzigartig und besonders sein müssen, eine Prinzessin unter den Wörtern, eines, wie es noch nie geschrieben wurde, dieses Wort musste alle Töne enthalten, die sie gehört hatte, und alle Bilder, die sie gesehen hatte, alle Gerüche, die sie eingehüllt hatten, das Säuseln des

Ostwinds, der die Sträucher bewegt, das Seufzen der Fische, die im Netz gefangen sind, den Duft der arabischen Schilfhütten an sonnigen Tagen und die Anmut der Fischreihher, die zwischen dem Schilf im Moor nisten, das Geplapper der Frauen, die mit ihren jungen Fingern Fischernetze knüpfen, das Platzen der Barbeneier, die an den Steinen im Fluss kleben ... und den Rauchgeruch, der plötzlich aus der Erde aufsteigt, den Anblick der Wellen, die im Wind brechen und Gischt tragen, die Schönheit der Wolken über dem Hermon, die nahen Regen voraussagen, und das Erstaunen der Kraniche, die im Herbst zurückkommen und den See nicht mehr finden, ein so schweres Gewicht liegt auf dem ersten und einzigen Wort... und plötzlich kommt es ihr vor, als könne sie es vielleicht jetzt probieren, ein letzter Versuch, um nicht zu sagen ein erster, ein Versuch ohne Worte, nur das Anschmiegen des Körpers an ihr Heft, so fest, bis es unter ihre Haut dringt...“ (122f)

Und immer so weiter, was für Literatur, was für Dichtung!

Christiane Bundschuh-Schramm / Dirk Steinfurt